

*Blanning*, Timothy C. W., Das Alte Europa 1660–1789. Kultur der Macht und Macht der Kultur, Darmstadt 2006, Primus, 516 S. [engl. Originaltitel: *Culture of Power and the Power of Culture. Old Regime Europe 1660–1789*]

Nicht vielen wissenschaftlichen Büchern wird die Ehre zuteil, innerhalb vergleichsweise kurzer Zeit in eine andere Sprache übersetzt zu werden. Im Falle der hier anzuzeigenden Studie des britischen Historikers T. C. W. Blanning dürfte sich der deutsche Verlag, in dem das Werk nun erschienen ist, mit der Entscheidung nicht allzu schwer getan haben, wurde das englischsprachige Original doch nicht nur für den „British Academy Book Prize“ nominiert und auf der Internet-Plattform H-Soz-u-Kult für die Epoche der Frühen Neuzeit im Erscheinungsjahr 2002 zum Buch des Jahres gewählt, sondern verspricht überdies und vor allem einen neuen Blick auf eine zentrale Umbruchphase der europäischen Geschichte. Bannings Interesse gilt dem komplexen Zusammenspiel von Kultur und Politik, seine zentrale These lautet, dass die höfisch-aristokratische Herrschaftsordnung sich spätestens seit der Mitte des 17. Jahrhunderts mit einer an Bedeutung gewinnenden, hinsichtlich ihrer kulturellen und politischen Dynamik anders gearteten Öffentlichkeit konfrontiert sah, die einen Erosionsprozess absolutistischer Macht einleitete, auf den die großen europäischen Monarchien auf unterschiedliche Weise reagierten. Gelang es dem britischen und preußischen Königshaus sowie den Habsburgern, sich artikulierende Bedürfnisse nach Modernisierung durch Reformen zumindest partiell zu befriedigen und damit zugleich die eigene Herrschaft zu legitimieren und zu stabilisieren, scheiterten die französischen Monarchen, weil sie die Zeichen der Zeit nicht erkannten und an einer politischen Kultur festhielten, für die sie schließlich weder von den Eliten noch vom Volk Unterstützung fanden.

Die „Kulturrevolution“ (14) des 18. Jahrhunderts ist, so das Postulat, wesentlich dadurch gekennzeichnet, dass sie einen neuen politischen Akteur – die Öffentlichkeit – generierte, dessen Signifikanz der Geltungsgewinn kultureller Institutionen (publizistischer und literarischer Markt, Konzertsaal und Oper, Kunstausstellung und Museum, Theater) belegt. Eine derart definierte Öffentlichkeit dient nicht nur der kulturellen und politischen Selbstvergewisserung zunehmend zahlreicher Individuen und Gruppen innerhalb der europäischen Staaten, sie stellt zugleich, dies eine zweite zentrale These, jenen Kommunikationsraum dar, in dem neue politische Ordnungsmodelle, und hier insbesondere das Konzept der Nation, diskursiv entfaltet werden können. Den Ausgangspunkt von Bannings vergleichend angelegter Studie bilden denn auch eine, bemerkenswert unkritische, Auseinandersetzung mit Jürgen Habermas' umstrittener These, im 18. Jahrhundert habe eine ‚bürgerliche‘ die früher herrschende ‚repräsentative‘ Öffentlichkeit abgelöst, sowie überzeugende, jedoch metho-

disch wenig prägnante Überlegungen zu Begriff und Phänomen der ‚Nation‘. Der Aufbau des Werks folgt dem von Habermas vorgegebenen Schema, beschreibt in einem ersten Hauptteil Ausformungen einer repräsentativen Öffentlichkeit, namentlich den französischen Hof unter Ludwig XIV. sowie deutsche Territorialhöfe, etwa denjenigen der Württemberger Herzöge, des sächsischen Kurfürsten und späteren polnischen Königs Friedrich August I. bzw. August des Starken und der Würzburger Fürstbischöfe. Der zweite Hauptteil zeichnet die Entstehung der Öffentlichkeit nach: Die die meisten europäischen Territorien kennzeichnende wirtschaftliche Expansion, die zunehmende Urbanisierung, die durch intensive Reisetätigkeit und immer regeren Postverkehr ermöglichte Verdichtung der grenzüberschreitenden Kommunikation, der steigende Alphabetisierungs- und Bildungsgrad, die Etablierung eines literarischen (Roman) und publizistischen (Zeitungen, Zeitschriften) Marktes, die Schaffung kultureller Institutionen wie Konzert- und Opernhäuser oder Theater indizieren einen epochalen kulturellen Wandel, der nicht ohne Folgen für das zeitgenössische politische Denken blieb. Der dritte und längste Teil schließlich ist mit „Die Revolution“ überschrieben und thematisiert in einem ersten Kapitel patriotische Bestrebungen vor allem im deutschsprachigen Raum, widmet sich in einem zweiten Kapitel entsprechenden Entwicklungen in Großbritannien und rekonstruiert in einem dritten und letzten Kapitel das gleichfalls durch einen sich immer klarer artikulierenden Patriotismus gekennzeichnete kulturelle und politische Klima in Frankreich am Vorabend der Französischen Revolution.

Erscheint der Gesamtaufbau der Studie noch einigermaßen einleuchtend, so wirken deren Feingliederung und vor allem die Darstellung innerhalb der einzelnen Kapitel eher zufällig. Zu den Irritationen, die Blannings Buch auszulösen vermag, gehört in der Tat die Erfahrung, dass dessen Verfasser zwar über stupende Belesenheit und einen scharfen Blick für die Bedeutsamkeit auch scheinbar unbedeutender Ereignisse verfügt, dass es ihm jedoch zugleich am Willen mangelt, seinen Darlegungen eine klare argumentative Struktur zu verleihen. So werden im letzten Kapitel des ersten Teils („Der Status des Künstlers“) Sachverhalte berichtet, die besser ins erste Kapitel desselben Teils Eingang gefunden hätten, und statt der versprochenen Zusammenfassung am Ende des Buchs erwartet den Leser eine Fortsetzung der Ausführungen über den Niedergang Ludwig XVI. Überhaupt macht die Lektüre sehr schnell deutlich, dass es Blanning weniger darum ging, im Rahmen einer systematischen Untersuchung zu neuen Forschungsergebnissen zu gelangen, als vielmehr darum, eine anschauliche und gut lesbare Zusammenschau politischer und kultureller Entwicklungen zu bieten und dabei Bereiche zu fokussieren, die in der älteren Historiographie noch nicht die ihnen gebührende Aufmerksamkeit gefunden hatten. Die Stärke seiner Studie liegt denn auch nicht in der analytischen Durchdringung zentraler Fragestellungen, die sich mit dem behandelten Zeitraum verbinden, sondern im Entwurf einer breiten und nicht selten spannenden Darstellung des Ancien Régime, die politische und kulturelle Entwicklungen ineinander spiegelt. Im Modus einer stellenweise anekdotisch anmutenden und zugleich weit ausholenden Erzählung erfährt der Leser vieles, was auch den Spezialisten für Geschichte der Frühen Neuzeit nicht immer ohne weiteres bekannt sein dürfte. Für die Herausbildung frühneuzeitlicher Öffentlichkeit konstitutive Entwicklungen, Institutionen und Praktiken werden ebenso erläutert, wie das Musikleben – es nimmt den breitesten Raum ein –, literarische Initiativen und Affären, publizistische Kampagnen oder, seltener, künstlerische Großereignisse des 17. und 18. Jahrhunderts. Vor allem jedoch macht der Leser Bekanntschaft mit einer Reihe europäischer Monarchen, so insbesondere mit Ludwig XIV. und seinen Nachfolgern Ludwig XV. sowie Ludwig XVI., mit dem preußischen König Friedrich II. („der Große“) oder dem Habsburgischen Kaiser Joseph II. Angesichts der programmatischen Ausrichtung auf die Herausbildung einer die Politik im vorrevo-

lutionären Europa zunehmend bestimmenden, den absolutistischen Staatsapparat tendenziell bedrohenden Öffentlichkeit mag es überraschen, dass Blannings Buch in weiten Teilen eine sich der Biographie annähernde Darstellung königlicher (Kultur-)Politik bietet. Erklären, wenn auch nicht rechtfertigen, lässt sich dies wohl am ehesten dadurch, dass vom selben Autor bereits eine Reihe von Aufsätzen und Monographien zu Friedrich dem Großen, zur Genese der Französischen Revolution und in diesem Zusammenhang zum französischen Hof sowie zu Joseph II. von Österreich vorliegen.

Zu den hier angedeuteten konzeptionellen Schwächen gesellen sich Probleme, die mit dem umfassenden Anspruch des Werks zusammenhängen. Aus der schier unüberschaubaren Forschungsliteratur zum von ihm behandelten Thema hat Blanning in erster Linie englische Publikationen berücksichtigt, neuere Studien französischer und deutscher Provenienz haben nur teilweise Eingang in die Argumentation gefunden. Außerdem wird an mehreren Stellen deutlich, dass der Verfasser zwar über einen weiten historischen Horizont verfügt, sich kulturellen Phänomenen jedoch eher mit der Begeisterung des Liebhabers als dem kundigen Blick des Experten nähert. So dürfte etwa die vorgeschlagene Definition des Romans (142) Philologen nicht überzeugen; außerdem finden sich eine Reihe problematischer Angaben zu medien-geschichtlichen Phänomenen, die offenbar auf älterer Literatur basieren. Überhaupt entsteht öfters der Eindruck, dem Autor sei es weniger um ein kritisch abwägendes Prüfen wissenschaftlicher Befunde als vielmehr um die zitaten-gesättigte Vermittlung der von ihm angehäuften reichen Lesefrüchte gegangen. So aufschlussreich die meist gut gewählten Zitate auch sind, so problematisch scheint mir allerdings die Art und Weise, wie Blanning deren jeweils spezifischen Kontext ausblendet und damit deren Beweiskraft unterminiert. Gattungskonventionen oder Autorintentionen und die daraus resultierenden Gestaltungs- und Argumentationsmuster werden kaum thematisiert, obwohl die Quellen nicht selten eine Ahnung derjenigen Konstellationen vermitteln, denen ihre spezifische Form geschuldet ist. Ein letzter Kritikpunkt betrifft den Umgang mit zentralen Begriffen wie ‚Öffentlichkeit‘ und ‚Nation‘, die keine hinreichende Schärfung erfahren, eher gesetzt als reflektiert werden. Wichtige Fragen, die sich mit dem erstgenannten Begriff verbinden, etwa die Frage nach der historischen Semantik, der sozialen Reichweite oder den Steuerungsmöglichkeiten von ‚Öffentlichkeit‘ werden keiner prägnanten Antwort zugeführt. Ähnliches gilt für die Kategorie ‚Nation‘: Dass der Begriff im Kontext der Aufklärung etwas anderes bedeutet als in humanistischen Diskurszusammenhängen, dass ‚Nation‘ auf sehr unterschiedliche Weise legitimiert und funktionalisiert werden konnte, tritt nicht wirklich ins Bewusstsein.

Für wen also ist Blannings Studie gedacht? Aus fachwissenschaftlicher Perspektive wird man einwenden können, dass Blanning kaum neue, durch Quellenstudien gewonnene Erkenntnisse anzubieten hat und dort, wo er originelle Thesen formuliert, etwa die These, dass der Ursprung der Französischen Revolution auch und wesentlich in der *Querelle des buffons* zu suchen sei, übers Ziel hinausschießt. Mangelnde Vertrautheit mit theoretisch-methodischen Debatten, konzeptionelle Schwächen und analytische Zurückhaltung dürften ebenfalls Anlass zur Kritik geben. Studierenden und Lehrenden wiederum wird das Werk nur bedingt hilfreich erscheinen, da es nicht jenen systematischen Zugriff und jene didaktische Aufbereitung zu bieten hat, die von Studienliteratur zu Recht erwartet werden darf. Außerdem ist es, was die ereignis-geschichtlichen Zusammenhänge anbelangt, derart voraussetzungsreich, dass es nur derjenige mit Gewinn zu lesen vermag, der mit den politischen Verhältnissen im 17. und 18. Jahrhunderts vertraut ist. So bleibt als Adressat der historisch gebildete, kulturell interessierte Leser, dem Blannings Studie nun in der Tat eine Fülle von In-

formationen, Anregungen, Anekdoten bietet. Sein facettenreiches Panorama ermöglicht neue Blicke auf Bekanntes und durchbricht die für zahlreiche Spezialstudien kennzeichnende nationale Perspektive. Es ist nicht zuletzt die europäische Ausrichtung des Werks, der Mut im Rahmen einer vergleichenden Darstellung einen groß angelegten Überblick zu versuchen, welche die Bedeutung von Blannings Werk ausmacht. Auch wer einzelnen Thesen, etwa derjenigen des teleologischen Charakters der beschriebenen Entwicklungen (22), mit Vorsicht begegnet oder wen stört, dass der Autor nicht verhehlt, wem seine Sympathien gelten – in scharfem Kontrast zur insgesamt positiven Wertung sowohl des preußischen Königs als auch des Habsburgischen Kaisers steht das vernichtende Urteil über die französischen Bourbonen, denen politische Inkompetenz, religiöse Bigotterie und moralische Dekadenz vorgeworfen werden –, wird einräumen müssen, dass Blanning ein ideen- und geistreiches Buch gelungen ist, ein Buch, das die historische Forschung wohl kaum revolutionieren wird, das seinen Lesern jedoch zahlreiche vergnügliche Lesestunden beschert und deren Neugier auf Geschichte befriedigt und zugleich neu weckt.

Silvia Serena Tschopp, Augsburg